

«Mitgemeint»

Die Company MEK lässt ihrem Unmut über die institutionelle Politik freien Lauf und lässt an ihr in «Father Politics» kaum ein gutes Haar.



Thierry Frochoux

Die Sonntagsreden im Wahlkampf und die Werktagstaten während der Legislatur weisen in aller Regel eine deutliche Diskrepanz auf, der gegenüber jugendlichere Semester noch keine fastzynische Gelassenheit entwickelt haben. Trifft der Frust dieser Erkenntnis auf eine bereits grundsätzlich bestehende Schräglage zwischen den hehren Worten der Absender und den kaum spürbaren Folgen für eine AdressatIn, deren Lebensrealität als nicht-weise, nicht einer irgendwie gearteten Reissbrettnorm entsprechende Person sich schlicht nicht darin gespiegelt, noch nicht einmal «mitgemeint» fühlt, kommt es zum Kraftausbruch. Ein solcher ist «Father Politics» von Muhammed Kaltuk. Verbalisiert wirkt die Perspektive in ihrer Radikalität recht unversöhnlich, stellt in ihrem Dasein als geballte Energie aber auch deutlich ein ungenutztes Potenzial dar. Und zwar kein grundsätzlich auf Revolution gebürstetes Dagegenstehen, sondern eine nicht wahrgenommene Bereicherung im Ideenwettbewerb für ein Zusammenleben. Dies wahrnehmen und konstant zu hören bekommen, Assimilation und Stillschweigen würden eine Schräglage zu begradigen helfen, während der Gap zwischen Gerede und Handlung mit jedem neuen Anlauf grösser statt kleiner wird, führt hier glücklicherweise nicht

zum desillusionierten Rückzug, sondern wird zur körperlichen Machtdemonstration. Die sieben TänzerInnen sind energiegeladen und ausdauernd kraftvoll in ihren Urban-Moves. Die Choreographie ist ein Aufschrei, kein braver Vorschlag zur Besserung. Einem Anzugsjackett als stilisierter Uniform wird eine gewichtige Rolle zugeschrieben: Sie kann einerseits Korsett und Zwangsjacke sein, wenn sie jemandem widerwillig übergestülpt wird. Aber in Kombination mit einem geheuchelten Dauergrinsen auch argumentabwehrender Panzer, ist die Rolle der gewählten Stellvertretung erst einmal errungen. Kommt da jemand auf die Idee, die hehren Versprechen von einst offensiv mit den errungenen lauen Kompromissen in einen Zusammenhang stellen zu wollen und mit dem Finger drauf zu zeigen, dass eine Zielerreichung per se nur dergestalt divers in Bezug auf Hautfarbe und Lebensrealität herauskommt, wie sie zu Beginn als wünschbar formuliert worden war. Davon noch der verhandlungsübrige Abstrich abgezogen, und fertig ist eine nur noch als verlogene empfundene leere Floskel. Am Ursprung von «mitgemeint» will «Father Politics» schräubeln, und zwar dergestalt, dass ihre aufrichtige Bemühung auf ein ihr gebührendes Äquivalent trifft. Von vornherein.

«Father Politics», 22.5., Tanzhaus, Zürich.

Reflektionsräume

Entlang von sechs Stationen führt Corsin Gaudenz sein Publikum in «Theater der Klient:innen» zu einer Hinterfragung von Arbeit.



Frieda Schneider

Thierry Frochoux

Bildhaft gesprochen, ist «Theater der Klient:innen» ein virtuos über mehrere Banden erzieltes Goal. Sechs Personen – real und über Kopfhörer – erzählen, demonstrieren oder paraphrasieren ihre Tätigkeit respektive ihr Erleben als TeilnehmerInnen im sogenannten zweiten Arbeitsmarkt. Also institutionalisierte organisierte Beschäftigung. Die Fragen betreffen die Übereinstimmung von Wunsch und Wirklichkeit und stellen die Sinnhaftigkeit dergestalt infrage, dass zuletzt die eigene Festgefahrenheit in Bezug auf die Vermengung von Selbstwert und Werk-tätigkeit entblösst dasteht. Insofern erzeugt diese Bühnenarbeit eine recht direkte Rückbesinnung auf einhundertjährige ökonomische Utopien, deren Nichtrealisierung sich heute beispielsweise in der Care-Debatte widerspiegelt. Die Krux der Koppelung von Arbeit als Tätigkeit mit der direkt damit einhergehenden als zwingend erklärten Art von Entgelt. «Theater der Klient:innen» erschafft Möglichkeitsräume, wenn auch erst mal nur in Gedanken. An den Wänden prangen Fragen wie: «Wo sind deine Grenzen?», «Was sind deine Fähigkeiten?», «Was steht im Vordergrund: Der Prozess oder das Produkt?» Dazu ermöglichen sechs Personen (indirekte) Einblicke in ihr in-

dividuelles (Arbeits-)Leben respektive ihre Karrieren-Historie. Eine Viertelstunde erhält die Kleingruppe Publikum jeweils Zeit, sich auf das jeweilige Angebot einzulassen, das im exemplarischen Beispiel von Marja Lehtonen sehr einprägsam ausgeführt werden kann. Eine Wand mit gemalten Selbstportraits zeugen von einem grossen Fleiss. Ist das Beschäftigungstherapie oder Konzeptkunst? Und wer überhaupt verfügt über die Macht, diese Frage abschliessend zu definieren? In dieser Viertelstunde drapiert sie, Leiter auf, Leiter ab, ihre Werke nach einem nicht durchschaubaren Regelwerk immer neu um und schafft so für das Publikum die Atmosphäre, um sich der eigenen Haltung gegenüber der Kunst, der Arbeit, der Würde, des Hamsterrades und der eigenen Entfernung einer einst anvisierten Idealvorstellung des eigenen Lebens wieder gewahr zu werden. Es ist sehr wohl ein Kunststück, zum Denken eingeladen zu werden, das in der Folge die emotionale Klaviatur rauf- und runterspielt und die Zeit als tatsächlich völlig relativ erleben lässt. Die Aufforderung, das Jetzt bewusster wahrzunehmen, ohne dabei aufsässig belehrend oder besonders esoterisch zu werden, ist letztlich eine sinnliche Verführung.

«Theater der Klient:innen», bis 31.5., Fabriktheater, Zürich.